



Leseprobe aus: Hubbard, Atme nicht, ISBN 978-3-407-81132-5

© 2012 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81132-5>

1

ES WAR GEFÄHRLICH, unter dem Wasserfall zu stehen. Trotzdem machten es manche. Und auch ich machte es. Das Wasser spülte meine Gedanken weg und brannte mir auf der Haut. Es peitschte so heftig gegen meinen nackten Oberkörper, dass ich nicht mehr denken konnte. Natürlich wusste ich, dass dieses Wasser die Kraft hatte, mich umzureißen, mir den Atem abzuschneiden oder mich gegen den Felsen zu pressen.

Trotzdem machte ich es immer wieder.

Wenn meine Eltern das gewusst hätten, wären sie ausgerastet. Sie gaben sich alle Mühe, mich in Watte zu packen, seit ich im vorigen Jahr aus dem Patterson Hospital entlassen worden war. Meine Mutter geriet schon in Panik, wenn ich mal vergaß, meine Medikamente zu nehmen. Deshalb würde ich ihr ganz sicher nichts von dem Wasserfall erzählen. Wie hätte ich auch erklären sollen, dass ich es brauchte, wenn mir das Wasser auf den Kopf trommelte, bis mir fast der Schädel platzte?

Und ich brauchte es wirklich. Das Wasser schoss tosend über den Felsrand, prasselte auf meine Schultern und meinen Kopf und rief ein Dröhnen hervor, das sogar in den glitschigen Steinen unter meinen Füßen zu spüren war. Meine Nerven prickelten und vibrierten. Nur mit gewaltiger Anstrengung gelang es mir, unter dem Wasser still zu stehen.

Ich hatte zwar schon viel in meinem Leben vermasselt, aber

das schaffte ich: still zu stehen. Okay, sehr hoch legte ich die Latte nicht gerade an.

Es gab Gerüchte, dass hier mal ein Mann ertrunken oder vom Felsen gestürzt war. Angeblich war sein Schädel an den Steinen zerschmettert und seine Hirnmasse hatte sich im Wasser verteilt. Von dieser Geschichte waren verschiedene Versionen im Umlauf, eine immer blutiger und unglaublicher als die andere.

Auch über mich gab es Gerüchte, über das, was ich im letzten Jahr getan hatte. In der Schule warfen deshalb alle nur verstohlene Blicke auf mich. Manchmal spielte ich mit dem Gedanken, mit Schaum vorm Mund wilde Selbstgespräche zu führen, weil es die anderen zu enttäuschen schien, dass ich es nicht machte. Aber ich war mir nicht sicher, ob sie begreifen würden, dass das ein Scherz sein sollte. Ein paarmal hatte ich versucht, jemanden zum Lachen zu bringen, doch das hatte mir nur verlegene oder beunruhigte Blicke eingetragen. Niemand erwartete von mir, dass ich Humor hatte, und es war sicherer für mich, die anderen annehmen zu lassen, dass ich *möglicherweise* verrückt war, als ihnen Beweise dafür zu liefern.

Ich kannte mich also mit Gerüchten aus, wusste, dass sie zu fünfundneunzig Prozent Quatsch waren, oft aber ein Körnchen Wahrheit enthielten. Worin dieses Körnchen Wahrheit bei der Geschichte von dem Toten am Wasserfall bestand, wusste ich allerdings nicht.

Als ich an einem Augusttag am Ufer des Bachs beim Wasserfall saß, kam Kent Thorntons Schwester vorbei. Kent ging wie ich in die elfte Klasse, und ich wusste, dass seine Schwester ein oder

zwei Jahre jünger war als wir, hatte aber nie viel mit ihr geredet. Im letzten Jahr war sie noch auf der Junior Highschool gewesen.

»Hey, Ryan«, sagte sie und baute sich auf dem Moos vor mir auf.

»Hey.« Ich versuchte, mich an ihren Namen zu erinnern, was mir aber nicht gelang.

Sie stand da und sah zu, wie das Wasser über den Felsrand rauschte. Das Farnkraut bewegte sich im Wind. »Willst du rein-gehn?«, fragte sie.

»Nein, heute nicht.« In den letzten Tagen hatte es so sehr geregnet, dass der Bach und der Wasserfall stark angeschwollen waren. Ich hätte zwar gern herausgefunden, ob ich mich unter der Wucht des Wassers aufrecht halten konnte, aber eine Vollmacke hatte ich nun auch wieder nicht, egal was alle in der Schule über mich tuschelten.

»Ich geh ständig rein.« Sie warf ihr Haar zurück und grinste. »Meine Freundin Angie taucht noch nicht mal den Fuß ins Wasser. Sie sagt, die Steine sind zu glitschig.«

»Sind sie auch.« Nicht dass mich das jemals abgehalten hätte.

Kents Schwester wischte sich den Schweiß aus dem Nacken. »Du wohnst in dem Glashaus da oben, nicht?«

»Es ist nicht aus Glas.« Ich konnte es nicht leiden, wenn die Leute es als Glashaus bezeichneten. Das hörte sich so an, als erwarteten wir, dass in irgendeiner Fernsehsendung über dieses architektonische Wunder berichtet werden würde. *Wie Menschen leben, die viel mehr Geld haben als Sie.* »Es hat nur eine Menge Fenster.«

»Von mir aus. Aber du wohnst in dem Ding, stimmt's?«

»Ja. Warum?«

Sie wurde knallrot. »Nur so.« Sie zeigte auf den Wasserfall. »Soll ich mich mal da runterstellen?«

»Nein, dafür ist das Wasser heute zu kalt und hat zu viel Power. Das wäre gefährlich.«

Sie leckte sich über die Lippen und trat ins Wasser, das sich um ihre Füße kräuselte. Sie trug ein Tanktop und Shorts, die sie anbehielt. Während sie geradewegs auf den Wasserfall zuing, rutschte sie einmal auf den moosigen Steinen aus.

Ich verfolgte jede ihrer Bewegungen. Vor Angst wurde mir ganz flau im Magen, meine Kehle war wie zugeschnürt. Obwohl ich sie eigentlich gar nicht kannte, wollte ich natürlich nicht, dass ihr etwas passierte, dass sie vor meinen Augen unter Wasser gedrückt wurde und ertrank. Dann verschwand sie hinter dem silbernen Vorhang aus Gischt.

Ich konnte sie nicht mehr sehen, stand auf, kniff die Augen zusammen und spähte in das schäumende Wasser.

Meine Finger klopften rhythmisch gegen meine Schenkel, als zählten sie, wie viele Sekunden sie schon unter dem Wasserfall stand. Wie lange sollte ich warten, bis ich ihr folgte? Sollte ich ihr überhaupt folgen? Vom Helden zum Idioten war's schließlich nur ein kleiner Schritt.

In dem Moment tauchte Kents Schwester wieder auf und spuckte das Wasser aus, das ihr in Mund und Nase geraten war. Das klatschnasse Haar klebte ihr am Kopf. Ich atmete erleichtert auf. Sie schob sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht, schüttelte sich wie ein Hund und lachte. Dann watete sie auf mich zu.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte ich.

Ihre Lippen waren blaurot, ihre Zähne klapperten.

»Ich hätte ein Handtuch mitbringen sollen«, sagte sie.

Das war mir auch schon passiert – erst dann ans Handtuch zu denken, als ich bereits nass war. »Zu Hause kann ich dir eins geben.«

»Okay.« Sie rieb sich die Arme. »Hört sich klasse an.«

Ich führte sie durch den Wald zu unserem Haus, das ganz in der Nähe lag. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mich verhalten sollte – ob ich sie ansehen, wie lange ich sie ansehen, wie dicht ich neben ihr hergehen sollte. Ich redete nicht viel mit anderen, außer mit Jake und Val, mit denen konnte ich über alles reden. Aber was sollte man zu Leuten sagen, die man kaum kannte? Das war es, worin ich Unterricht brauchte – nicht in Mathe und Geschichte.

Von ihrer Kleidung und ihren Haaren tropfte Wasser auf die Kiefernadeln, mit denen der Waldpfad bedeckt war. Ab und zu streckte sie die Hand aus, um über die Zweige der Kiefern zu streichen, die links und rechts des Weges standen. »Jetzt kann ich mir also endlich mal das Glashaus ansehen«, sagte sie mit klappernden Zähnen.

»Erwarte bloß nicht zu viel. So aufregend ist es nicht.«

»Sicher aufregender als unser Haus.«

Was erwartete sie eigentlich? Brunnen, aus denen Champagner floss? Ein Privattheater?

Nachdem ich über eine Wurzel gestolpert war und fast das Gleichgewicht verloren hätte, beschloss ich, den Blick von nun an fest auf den Boden zu richten.

»Ich glaube, ich hab dich gestern von Weitem am Wasserfall gesehen«, fuhr sie fort. »Du hast gelesen, bist aber gegangen, bevor ich da war.«

»Ja, stimmt.«

»Was hast du denn gelesen?«

»Ein Buch über ein paar Typen, die versucht haben, den Pazifik auf einem selbst gebauten Floß zu überqueren.«

»Den Pazifik? Auf einem Floß?« Sie schüttelte den Kopf. »Ist ja stark.«

Genau deshalb hatte ich es lesen wollen. Obwohl niemand, den

ich kannte, beeindruckt zu sein schien, wenn ich davon erzählte. Mein Dad hatte geantwortet: »Na sag mal an.« Das Gleiche hatte er gesagt, als meine Mutter ihm mitteilte, dass der Preis von Spargel gestiegen sei. Val hatte gemeint: »Meine Güte, manche Leute müssen sich aber auch alles verdammt schwer machen.« Und meinem Freund Jake schien nicht ganz klar zu sein, wo der Pazifik lag.

»Und?«, fragte Kents Schwester. »Haben sie es geschafft?« Wenn mir bloß ihr Name eingefallen wäre! Jetzt tat es mir leid, dass ich sie nicht sofort danach gefragt hatte. Nicht nur weil sie sich für die Typen mit dem Floß interessierte, sondern weil sie nicht jedes Wort auf die Goldwaage legte, wenn sie mit mir sprach. So redete nämlich in der Schule praktisch jeder mit mir – als würde ich gleich zusammenbrechen, wenn er was Falsches zu mir sagte.

»Nicht ganz«, erwiderte ich. »Sie mussten aufgeben, weil das Floß auseinanderfiel.«

»Wäre super gewesen«, sagte sie. »Wenn sie es geschafft hätten, meine ich.«

Unser Haus lag mitten im Wald und bestand hauptsächlich aus senkrechten Holzplanken und Glaswänden. Mom sagte, es habe »saubere, moderne Konturen«. Die zahllosen Fenster brauchten wir ihrer Ansicht nach, um »die Natur hereinzuholen«. Meine Großmutter warf ihr immer vor, das Haus sei zu groß und spartanisch und potthässlich, aber nichts, was man sagte, konnte Mom von ihrer Besessenheit abbringen. Drei lange Jahre hatte eine ganze Armee von Handwerkern gebraucht, um es fertigzustellen. Ich hatte mehr Nachmittage, als mir lieb war, auf der Baustelle verbracht, hatte die Dünste von Farbe und Terpentin eingeatmet

und mir ständig Sägemehl aus dem Haar gewischt. Während ich unter den Bäumen meine Hausaufgaben machte, scheuchte meine Mutter Klempner, Elektriker und Zimmerleute herum. In dieser Zeit entwickelte ich eine unglaubliche Konzentrationsfähigkeit. Um mich herum wurde unablässig gehämmert und gesägt, aber ich schaffte es trotzdem, dabei zu lernen.

Kents Schwester wartete in der gefliesten Eingangshalle, während ich ihr zwei große weiße Handtücher holte.

»Die sind aber flauschig«, sagte sie. Nachdem sie sich das Haar ausgewrungen hatte, rieb sie sich mit den Handtüchern trocken.

»Frisch und sanft wie ein Frühlingmorgen«, zitierte ich aus einem kreuzdämlichen Werbespot für Weichspüler, der zurzeit ständig im Fernsehen lief. Sie lachte.

Ich sah zu, wie sie sich weiter abtrocknete. Ich hätte gern noch mehr über die Typen mit dem Floß erzählt, weil mich diese Geschichte tagelang beschäftigt und mir das Gefühl gegeben hatte, zusammen mit ihnen auf dem Ozean zu sein. Aber jetzt dachte ich, dass das Ganze sie vielleicht doch nicht interessierte. Vielleicht war sie bloß höflich gewesen.

»Darf ich mich ein bisschen umsehen?«, fragte sie.

»Denke schon.« Meine Mutter hatte für sämtliche Freunde und Verwandten Führungen durchs Haus veranstaltet, aber dem hatte ich nie große Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl mir aufgefallen war, dass spätestens nach dem dritten Zimmer alle ganz glasige Augen bekamen. Doch wenn dieses Mädchen sich tatsächlich das Haus ansehen wollte (um nach nicht vorhandenen Champagnerbrunnen zu suchen?), hatte ich nichts dagegen. »Möchtest du trockene Kleidung? Ich könnte dir ein T-Shirt oder so was geben.«

»Nein, danke. Ist schon okay.«

Sie folgte mir durch das Wohnzimmer, dessen eine Wand aus Glas bestand. Der Teppichboden und die Möbel hatten eine blasse, an Vanille erinnernde Farbe, weil meine Mutter meinte, die Aussicht müsse der »Brennpunkt« des Zimmers sein. Nicht dass ich Kents Schwester was von Brennpunkten erzählt hätte. Ich sagte überhaupt nichts. Konnte ja sein, dass sie gerade dabei war, alles zu registrieren, damit sie den Nachbarn berichten konnte, wie es im Haus des Verrückten aussah. Doch dann streckte sie plötzlich die Arme in Richtung Fenster und sagte: »Die Bäume sind richtig *da*. Du musst das Gefühl haben, direkt *im* Wald zu leben.«

Sie wollte alles sehen, von den Badezimmern bis zum Besenschrank. Der Besenschrank war vielleicht tatsächlich auf bizarre Weise interessant, weil er ganz deutlich zeigte, wie zwanghaft jemand in unserer Familie war: Die Besen und Mopps standen alle in Reih und Glied, die Staubtücher lagen penibel zusammengefaltet in den Regalen. Das war aber auch das einzig Faszinierende daran.

Ohne an der Schwelle haltzumachen, marschierte sie schnurstracks in mein Zimmer. Ob sie wusste, dass sie das erste weibliche Wesen unter vierzig war, das hier einen Fuß hineinsetzte? Sie stupste den Globus auf meinem Schreibtisch an, sodass er sich drehte. Ich hielt ihn wieder an, wobei meine Finger auf Grönland liegen blieben. Sie betrachtete meine Hand, die auf dem Globus ruhte, und plötzlich hatte ich den Eindruck, dass sie nicht nur das Haus inspizierte, sondern auch mich.

Die Luft zwischen uns verdichtete sich. Mit einem Mal nahm ich meine eigenen Atemzüge wahr. Waren sie lauter als sonst? Und, falls ja, fiel ihr das auf?

Ich beobachtete, wie sie den Blick über meinen Computer, meine Bücherregale und die Wände wandern ließ, die, abgesehen

von einem Bild, das Val während der Therapie gemalt hatte – eine abstrakte Darstellung blauer und purpurfarbener Wirbel –, kahl waren. Ich fuhr oft mit den Fingern über diese samtigen Wirbel, als könnte ich auf diese Weise Vals Haut berühren. Als hätte sie einen Teil ihres Körpers in das Bild übertragen.

»Na, wie findest du's?«, fragte ich Kents Schwester, weil ich es satthatte, mir darüber Gedanken zu machen, was ihr ständig wechselnder Gesichtsausdruck zu bedeuten hatte. Ich konnte das Gefühl nicht loswerden, dass sie nach etwas suchte, obwohl mir schleierhaft war, wonach.

»Im Vergleich zu dir sind meine Brüder die reinsten Chaoten. Aber das sind sie eigentlich auch im Vergleich zu jedem anderen.«

Das Einzige in meinem Zimmer, was sie auf keinen Fall sehen durfte, war das Päckchen im obersten Regal meines Wandschranks. Ich überlegte, wie ich sie davon fernhalten konnte – als schuldete ich ihr eine Erklärung, warum sie nicht in jede Schublade und in jede Ecke gucken durfte. Doch sie warf nur einen flüchtigen Blick auf die halb offene Schranktür. Anscheinend waren meine Klamotten nicht so fesselnd wie unsere Mopps und Besen, sodass sie darauf verzichtete, den Schrank zu inspizieren. Ich atmete erleichtert auf.

Sie hob die Jalousie ein Stück an und spähte nach draußen. »Dein Zimmer gefällt mir. Du bist ein echter Glückspilz.«

Die einzige Tür, die ich nicht für sie öffnete, war die zum Arbeitszimmer meiner Mutter. Abgesehen von dem Problem, Mom ein Mädchen vorzustellen, an dessen Namen ich mich nicht erinnern konnte, wollte ich uns beiden die ganze Fragerei unter der Überschrift *Und wer ist Ryans kleine Freundin?* ersparen. Meine

Mutter schaffte es, jeden so lange auszuquetschen, bis sie über sein gesamtes Leben Bescheid wusste, inklusive der Blutgruppe und der Namen der Lehrer im ersten Schuljahr. Deshalb sagte ich: »Da drinnen arbeitet meine Mutter.«

Kents Schwester legte das Ohr an die Tür. »Tatsächlich?«, flüsterte sie. »Ich hör gar nichts.«

Ich lachte. »Sie sitzt am Computer. Was soll's denn da zu hören geben?« Einen Moment lang überlegte ich, ob sie mich jetzt verdächtigte, da drinnen zerstückelte Leichen oder so versteckt zu haben. Ich konnte mir gut vorstellen, was die anderen in der Schule sagen würden, wenn Kents Schwester ihnen erzählte, bei uns gebe es eine geheimnisvolle Tür, die immer verschlossen blieb. Doch sie zuckte bloß die Achseln und trat von der Tür weg.

Im Souterrain beendeten wir den Rundgang. »Meine Fresse«, sagte sie, »das sieht ja aus wie in einem Fitnessstudio. Trainierst du an all diesen Geräten?«

»Früher schon, besonders auf dem Laufband. Jetzt macht das hauptsächlich meine Mom.«

Kents Schwester schlängelte sich zwischen den Geräten durch und setzte sich auf die Rudermaschine. »Hey, wollen wir über den Pazifik rudern?« Nachdem sie ein paar Schläge mit den Rudern gemacht hatte, sah sie zu mir hoch. »Wie kommt es, dass du diese Dinger nicht mehr benutzt?«

Ich strich mit der Hand über das Display des Laufbands. »Vor ungefähr einem Jahr hab ich Drüsenfieber bekommen. Da musste ich eine Weile mit allem aufhören. Vorher hab ich Baseball gespielt und bin gejoggt ... und danach hab ich nie wieder damit angefangen.«

»Drüsenfieber«, wiederholte sie, als vergliche sie dieses Wort

mit den Gerüchten, die sie über mich gehört hatte. Ihre Augen waren blassgrau, fast so hell, dass man hindurchsehen konnte.

»Ja«, erwiderte ich lässig. »Drüsenfieber.«

Sie stand auf und steuerte auf die hintere Wand zu, wo sich eine Bar befand, die wir nie benutzten. Bei unserem Einzug hatten meine Eltern die Vorstellung gehabt, hier unten regelmäßig Partys zu veranstalten. Ich wusste nicht, wer ihnen diesen Floh ins Ohr gesetzt hatte, denn vorher hatten sie nie Partys gegeben. Und jetzt fanden auch keine statt. Kents Schwester setzte sich auf einen Barhocker, schlug die Beine übereinander und winkelte den Arm so an, als halte sie ein Weinglas in der Hand. Dann schlang sie sich eines der Handtücher wie eine Nerzstola um die Schultern.

»Entzückend, Darling«, säuselte sie und schwenkte das imaginäre Glas hin und her. »Gießt du mir bitte noch einen Drink ein?«

Ich trat hinter die Bar. »Der Alk ist weggeschlossen. Viel ist sowieso nicht da. Aber du kannst jede Menge Tonicwater haben.«

Sie streckte die Zunge raus und tat so, als ob sie würgte.

»Ja, ich weiß«, sagte ich. »Das Einzige, was ich an Tonicwater mag, ist, dass es bei Schwarzlicht blau aussieht.«

Sie lehnte sich gegen den Tresen und spielte am Handtuch herum. »Hattest du wirklich Drüsenfieber?«

»Ja.«

»Ich hab gehört, du warst im Krankenhaus.« Sie blickte an mir vorbei und betrachtete die smaragdgrüne Wodkareklametafel, die meine Eltern an die Wand gehängt hatten, um die richtige Baratmosphäre hinzubekommen.

»Stimmt«, sagte ich. »Aber nicht wegen Drüsenfieber.«

Sie richtete den Blick wieder auf mich. Ich wusste, welche Frage sie auf der Zunge hatte. Wenn ich ihr auf den Rücken geklopft hätte, hätte sie sie wahrscheinlich ausgespuckt. Ich fuhr

mit den Fingern über die glatte Platte des Tresens und starrte sie herausfordernd an. Ich war gespannt, wie weit sie gehen würde, nachdem sie sich so in unser Haus eingeschlichen hatte. Wenn ich sie richtig einschätzte, hatte sie durchaus den Mumm, mir die bewusste Frage zu stellen.

Sie sah mich fest an und zog die Augenbrauen hoch, als hoffe sie, dass ich antworten würde, ohne dass sie die Frage auszusprechen brauchte. Doch dann machte sie einen Rückzieher und senkte den Blick.

»Komm«, sagte ich. »Lass uns wieder nach oben gehen.«

Wir standen vor der Glaswand des Wohnzimmers. Ihr Atem schlug sich auf der Scheibe nieder. »Ihr habt ein tolles Haus.«

»Du hättest es mal sehen sollen, als wir eingezogen sind. Meine Eltern haben den Bauunternehmer sofort verklagt.«

»Wieso das?«

»Schon nach ein paar Wochen wurden die Fenster undicht. Und das Dach auch.« Dass meine Mutter den Bau ständig überwacht hatte, war eben doch keine Garantie für ein perfektes Haus gewesen. »Wir mussten für einige Wochen ausziehen, damit alles repariert werden konnte.« Ich verstummte, weil ich über das, was in dieser Zeit passiert war, nicht sprechen wollte.

Kents Schwester fuhr mit dem Fingernagel über die Fensterscheibe. »Gehst du oft zum Wasserfall?«, fragte sie.

»Jeden Tag.«

»Da ist mal ein Junge ums Leben gekommen, weißt du.«

»Man sollte nicht alles glauben, was die Leute so reden.«

»Aber das ist nicht nur ein Gerücht.« Sie schüttelte den Kopf.

»Ich war nämlich dabei. Der Junge hieß Bruce Macauley. Er war ungefähr acht. Ich war damals sechs.«

»Du warst dabei?«

»Ja. Ich und mein Bruder. Er ist ausgerutscht. Bruce, meine ich. Auf den glitschigen Steinen.«

»Oh.« Ich hatte mir schon oft vorgestellt, auf diesen Steinen auszurutschen und von der Wucht des Wasserfalls nach unten gedrückt zu werden, doch jetzt wurde mir klar, dass ich all die Gerüchte nie ganz geglaubt hatte.

Sie drehte sich zum Fenster zurück und strich mit den Fingerspitzen über die Scheibe. Wenn meine Mutter, die jeden Fingerabdruck sofort mit Glasreiniger entfernte, das gesehen hätte, wäre sie explodiert.

»Trotzdem gehe ich immer noch gern zum Wasserfall«, sagte Kents Schwester.

Sie gab mir die Handtücher zurück – die Handtücher, die mit ihrer Haut in Berührung gekommen waren. Mir fiel ein, dass ich sie ihr schon vorher hätte abnehmen sollen, damit sie sie nicht durch das ganze Haus zu tragen brauchte. »Tschüs, Ryan«, sagte sie an der Tür, und ich fragte mich, warum sie meinen Namen kannte, wenn ich mich an ihren nicht erinnern konnte. Ich knüllte die Handtücher zusammen und wollte noch etwas sagen, doch da war sie bereits verschwunden.

2

ICH GING NACH OBEN, um auf meinem Handy und meinem Computer zu checken, ob ich Nachrichten von Jake und Val bekommen hatte. Die beiden waren die Einzigen, die mir je eine Mail oder eine SMS schickten. Wir waren zusammen im Patter-son Hospital gewesen, inzwischen aber alle wieder draußen. Und obwohl wir weit voneinander entfernt lebten, waren wir das ganze Jahr über in Verbindung geblieben.

Von Val war nichts da. Ich schrieb ihr eine Mail, die ich aber wieder löschte, ohne sie abzuschicken. Dann starrte ich auf das Bild an der Wand, als könnte ich auf diese Weise Kontakt mit ihr aufnehmen, doch die Gedanken, die ich aussandte, hatten weder einen Effekt auf das Bild noch auf meinen Posteingang. Anschließend machte ich mich daran, den üblichen Spam auszusortieren.

Jake hatte mir den Link für einen Videoclip geschickt, in dem ein Strauß Fußball spielte. Solchen Quatsch schickten wir uns ständig zu. Ich revanchierte mich mit einem Cartoonclip mit tan- zenden Walrossen.

- »Bist du da?«, schrieb er. »Wo warst du den ganzen Tag?«
- »Draußen. Dann war dieses Mädchen hier.«
- »Was für ein Mädchen? Seit wann hast du eine Freundin?«
- »Hab ich nicht. Sie wohnt einfach nur in unserer Gegend.«
- »Und was hast du mit ihr angestellt?«
- »Ha. Gar nichts.«

»Komm schon, lass mal ein paar pikante Details hören. Kannst sie ja erfinden.«

Ich wechselte das Thema. »Was hast du den ganzen Tag gemacht?«

»Was ich immer mache. Games gespielt, bis ich Krämpfe in den Händen bekommen hab. Meine Mom liegt mir ständig in den Ohren, dass ich mal rausgehen soll, aber wozu? Wenn ich einen eigenen Kühlschrank & ein eigenes Bad hätte, würde ich das Zimmer gar nicht mehr verlassen.«

»Ich glaube, Einsiedler kann man erst sein, wenn man Milliardär geworden ist.«

»Dazu fehlen mir bloß noch 999 999 960 Dollar. Vielleicht sollte ich einen Aufruf ins Internet stellen: AN ALLE AMERIKANER: HELFT MIR, EIN EXZENTRISCHER MILLIARDÄR ZU WERDEN!«

Wieder einmal fragte ich mich, ob Jake überhaupt schon das Haus verlassen hatte, seit im Juni die Schule zu Ende gegangen war. Aber jedes Mal, wenn ich das Thema anschnitt, zog er es ins Lächerliche. Val und ich prophezeiten ihm immer, er würde sich noch zum Maulwurf entwickeln oder Rachitis bekommen, weil er nie in die Sonne ging – na ja, vermutlich zogen wir das Ganze auch ins Lächerliche. Mit Val führte ich seit unserem Klinikaufenthalt ab und zu ernsthafte Gespräche, mit Jake nie. Wahrscheinlich wollte er einfach nicht an die Dinge erinnert werden, die wir dort miteinander erlebt hatten: an die emotionalen Ausbrüche im Aufenthaltsraum, die Geständnisse bei den Gruppensitzungen, daran, dass wir nichts voreinander verbergen konnten, weil wir rund um die Uhr zusammen waren. Wenn jemand mal erlebt hat, wie du dir den Rotz vom Gesicht wischst, nachdem du zusammengebrochen bist und einem Kreis von psychisch Kranken gestanden hast, dass du dich selber hasst, weil du dich nach Aufmerksamkeit sehnst und sie nie bekommst – tja, dann schickst

du diesem Jemand eben lieber Clips mit Straußen und Walrossen, statt mit ihm über diese ganze Scheiße zu reden.

Früh am nächsten Morgen ging ich zum Wasserfall. Es war kalt und dunstig. Kent Thornton saß am Ufer des Bachs und rauchte. Zuerst dachte ich, es sei nur eine Zigarette, bis mir der suliche Duft in die Nase stieg. »Hab gehört, du warst hier mit Nicki zusammen«, sagte er.

Nicki. So hieß seine Schwester also. »Stimmt.«

»Die hat nicht alle Tassen im Schrank.«

Ich zuckte zusammen. Wenn jemand so etwas sagte, war ich mir nie sicher, ob das eine Anspielung auf mich sein sollte.

»Meine Mutter will noch nicht mal, dass sie allein aus dem Haus geht, weil sie so plemplem ist.« Er starrte in Richtung Wasserfall. »Nicki ist ein nettes Mädchen, aber seit dem Tod unseres Dads ist sie völlig verdreht.«

Ich trat einen Schritt zurück. Wenn er die Absicht hatte, den ganzen Vormittag hier rumzusitzen, würde ich wieder abziehen. Ich wollte unbedingt allein sein. Sobald ich mit anderen Leuten zusammen war, befürchtete ich immer, dass sie etwas sagen könnten, was mich verletzte. In der Schule hatte Kent so gut wie nie mit mir gesprochen. Und ich war nicht sonderlich scharf darauf, dass er jetzt damit anfing.

»Also geh vorsichtig mit ihr um.« Kent drehte mir den Kopf zu und sah mich mit seinen rot geränderten Augen an. »Sie ist schließlich meine Schwester.«

Vorsichtig? Ich hatte ihr doch bloß ein Handtuch ausgeliehen. Und ihr unser Haus gezeigt, einschließlich Besenschrank.

Kent deutete auf den donnernden Wasserfall. »Du stellst dich da runter, stimmt's?«

»Manchmal.«

»So was Dämliches. Was zum Teufel ist bloß los mit dir?«

Gute Frage, Kent, hätte ich am liebsten erwidert. Wie viel Zeit hast du denn, um dir die Antwort anzuhören?

»Da würd ich mich nicht mal für 'ne Million runterstellen«, setzte er hinzu. »Nicht mal für 'ne Million.« Er schüttelte den Kopf und fuhr eine Weile damit fort, als hätte er vergessen, wie er aufhören sollte. Erst als ich mich räusperte, ließ er es bleiben.

»Bis dann«, sagte ich und machte mich auf einem der Waldpfade davon. Als ich eine Stunde später zurückkam, war Kent verschwunden.

Am besten und gleichzeitig am schlimmsten war jener Moment unter dem Wasserfall, wenn ich keine Luft mehr bekam. Das jagte mir Angst ein, war aber irgendwie auch toll. Das eiskalte Wasser, das mir ins Gesicht peitschte, schnürte mir den Atem ab. Wenn ich dann zur Seite trat und nach Luft schnappte, kam mir dieser Atemzug vor wie der erste Bissen, den ein Halbverhungertes herunterschlingt.

Ich wankte zum Ufer, ließ mich ins Moos fallen und schloss die Augen. Von meinem ganzen Körper tropfte Wasser auf das Moos und den Schlamm.

»Wie ich gehört habe, ist es unter dem Wasserfall viel zu kalt«, sagte da über mir eine Stimme. »Und gefährlich.«

Ich öffnete die Augen. Vor mir stand Nicki.

»Hab ich auch schon gehört«, erwiderte ich.

Sie setzte sich hinter meinen Kopf ins Moos. Ihre Haut roch nach Sonnencreme, ein kräftiger, apfelsiniger Duft. Um sie sehen zu können, musste ich zu ihr hochschielen.

»Willst du hier nur so rumliegen?«, fragte sie.

»Was sollte ich denn sonst tun? Irgendwelche Vorschläge?«
Nachdem ich sie eine Weile mit verdrehten Augen angeblickt hatte, bekam ich Kopfschmerzen. Ich brachte meine Augen in ihre natürliche Position zurück. Der Wasserfall donnerte auf die Felsen vor uns, dass Schaum aufspritzte.

»Ich würde dich gern was fragen«, sagte sie.

Sofort fiel mir die Situation an der Bar ein, wo sie mich so fest angesehen und von meinem Krankenhausaufenthalt gesprochen hatte. Offenbar wollte sie jetzt die bewusste Frage stellen.
»Schieß los.«

»Warum kommst du hierher?«

»Zum Wasserfall?« Okay, das war nicht die Frage, die ich erwartet hatte.

»Hast du schon mal von diesem Ort ... geträumt? Hattest du je das Gefühl, dass du hier sein *musst*? Oder ist dir hier mal was Merkwürdiges passiert?«

Ich setzte mich auf. »Wovon redest du eigentlich?«

Sie seufzte; zumindest nahm ich das an. Da das Wasser so laut toste, ließ sich das nicht genau feststellen. Ich fuhr mir mit der Hand durchs Haar und kratzte mich am Kopf. Dabei fiel mir ein Blatt aus den Haaren.

»Einmal hat mich der Wasserfall umgerissen und nach unten gedrückt«, sagte sie. »Da kam es mir einen Moment so vor, als würde ich über meinem Körper schweben und sehen, wie ich unten im Wasser lag. Und gleich darauf stand ich auf, schnappte nach Luft und war wieder in meinem Körper, verstehst du?«

»Wahrscheinlich bist du kurz ohnmächtig geworden.«

»Ist dir so was auch schon mal passiert?«

»Nein, aber ...« Ich erzählte ihr von dem Buch, das ich gerade las. Das mit dem Floß und der Pazifiküberquerung hatte ich inzwischen durch. In dem neuen Buch ging es um einen Typ, der

auf einen der höchsten Berge der Welt geklettert und dabei in ein Unwetter geraten war. Vor lauter Erschöpfung war er so verwirrt, dass er, obwohl er allein war, den Eindruck hatte, es sei jemand bei ihm, jemand, der ihn den Berg hinuntergeleitete. Er unterhielt sich sogar mit dieser Person – oder was immer es war. Von solchen Fällen hatte ich schon früher gelesen, von Menschen, die in lebensgefährlichen Situationen das Gefühl hatten, es sei jemand bei ihnen.

»Genau das meine ich!«, sagte Nicki. »Was, glaubst du, hat der Typ gesehen?«

»Ich glaube, er hatte Halluzinationen. Er war dehydriert und wahrscheinlich auch unterkühlt.«

»Und du denkst, ich hatte auch Halluzinationen?«

»Na ja, jedenfalls hört sich's so an, als wärst du mit dem Kopf aufgeschlagen.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass ausgerechnet du daran zweifelst ...« Sie verstummte abrupt.

Ausgerechnet du. Mir wurde eiskalt. Ich erstarrte.

»Was meinst du damit?«, fragte ich, sobald ich wieder sprechen konnte. Im gleichen Moment sagte sie: »Ich wollte dich nicht ...« Dann hielten wir beide den Mund.

Ich beobachtete, wie Nicki auf das Wasser starrte und verlegen über den Saum ihrer Shorts strich.

»Ausgerechnet ich? Was soll das heißen?« Was immer sie von mir wollte – sie sollte es endlich ausspucken. Ich hatte es satt, über jedes Wort, das sie von sich gab, nachzudenken, hatte es satt, herumzurätseln, warum sie mich überhaupt angesprochen hatte.

»Hast du wirklich versucht, dich umzubringen?«, fragte sie, ohne mich anzusehen.

Ja, das war die bewusste Frage. Gestern wollte ich, dass sie sie

stellte, doch inzwischen hatte ich es mir anders überlegt. Da war etwas an ihr, dem ich nicht traute, etwas Zwanghaftes in ihrer Stimme und ihrem Blick. »Warum willst du das wissen?«

»Ich ... Dafür gibt es einen Grund. Ich bin nicht nur neugierig.« Sie wandte den Blick vom Wasser ab und sah mich an. Ihr Gesicht war voller Sommersprossen, was ich bisher noch gar nicht bemerkt hatte. Ihre Lippen waren feucht, als hätte sie gerade mit der Zunge darübergerleckt.

»Was für einen Grund?«

»Das ist ... kompliziert.«

Eigentlich hatte man es den Leuten damals ziemlich leicht gemacht, sich die Wahrheit zusammenzureimen. Kurz nach meinem Verschwinden waren alle Schüler zusammengerufen worden, damit sie sich einen Vortrag über vorbeugende Maßnahmen bei Selbstmordgefährdung anhörten. Und meine Mutter war aus unerfindlichen Gründen mitten am Tag – statt nach Unterrichtschluss – in der Schule aufgekreuzt, um meine Sachen aus dem Spind zu holen. Es wussten also alle Bescheid, obwohl ich nie etwas darüber gesagt hatte, und niemand hatte sich getraut, mich direkt danach zu fragen. Bis heute.

Ich stand auf, aus meiner nassen Kleidung floss mir Wasser die Beine runter. Nicki rappelte sich ebenfalls hoch. »Warum willst du das wissen?«, fragte ich noch einmal.

Sie legte den Kopf nach hinten, als sei die Antwort in den Bäumen oder in den Wolken zu finden. »Das ist schwer zu erklären.«

Dann drehte Nicki den Kopf in Richtung Wald, sodass ich ihr Profil zu sehen bekam. Sie pulte an einer verschorften Stelle herum, die sie am Bein hatte. Am liebsten wäre ich davongerannt, um mich in meinem Zimmer einzuschließen und ihren Fragen zu entkommen und dem ganzen Gerede, das mir offenbar für den Rest meines Lebens anhängen sollte.

Was mich zurückhielt, war die Tatsache, dass ich mir Sorgen um sie machte.

»Hör mal«, sagte ich. »Wenn mich das jemand fragt, denke ich sofort, er spielt mit dem Gedanken, es selbst zu tun.«

Nicki schüttelte den Kopf.

»Das ist schon okay, ich meine, ich kann dir die Telefonnummer von meiner Ärztin geben. Sie hat zwar bis Ende des Monats Urlaub, aber sicher ist in ihrer Praxis jemand zu erreichen.«

»Darum geht's nicht, das schwör ich.«

»Wär wirklich kein Problem. Ich hab ihre Nummer schon mal weitergegeben – an einen Jungen in der Schule, den ich kaum kenne.« Er hatte sich an mich gewandt, weil ich der Einzige in der Schule war, der schon mal versucht hatte, sich umzubringen – zumindest der Einzige, von dem es alle wussten. Wer immer es sonst noch versucht hatte, hatte sein Geheimnis besser gehütet als ich. Ich hatte dem Jungen die Nummer der Selbstmord-Hotline meiner Ärztin gegeben. Außerdem hatte ich dem Schulpsychologen von ihm erzählt. Soweit ich wusste, war er noch am Leben, obwohl ich keine Ahnung hatte, ob er diese Nummer je angerufen hatte.

Nicki sah mich an. »Ein Junge in der Schule? Wer denn?«

»Das werde ich dir nicht sagen.«

»Also ... ich hab nicht die Absicht, mich umzubringen. Deshalb habe ich dich nicht danach gefragt.«

»Hast du dein Handy dabei?«

Sie seufzte. »Ich brauch die Nummer wirklich nicht, aber du lässt ja doch nicht locker.« Sie reichte mir ihr Handy, damit ich die Nummer speichern konnte. »Gib mir auch deine Nummer. Und deine E-Mail«, sagte sie.

»Warum?«

»Weil ich dir was zuschicken möchte.«

Ich zögerte kurz, dann gab ich mit zitternder Hand meine Daten ein.

»Schick mir bloß keine von diesen Scherzmails, die gleichzeitig an fünfzigtausend andere rausgehen«, sagte ich.

Insgeheim dachte ich: Teil mir bloß nicht mit, dass du dich umbringen willst.

»Solchen Mist verschicke ich nicht.« Ihre Stimme wurde weicher. »Ich möchte dir etwas sagen, aber das kann ich nicht, wenn ich mit dir zusammen bin. Deshalb werde ich es dir mailen. Okay?«

»Okay.«

Wenn sie selbstmordgefährdet war, würde ich ihre Mail sofort an meine Ärztin weiterleiten. Eigentlich kam sie mir gar nicht selbstmordgefährdet vor, aber warum hätte sie sich dann für meine Vergangenheit interessieren sollen? Was konnte es denn geben, wonach sie mich fragen wollte?

Auf dem ganzen Nachhauseweg und auch noch als ich in mein Zimmer hochging, um meine nassen Sachen auszuziehen, musste ich an Nicki denken. Ich hatte das merkwürdige Gefühl, als ob sie mir wieder durchs Haus folgte – oder eher: mich durchs Haus führte. Ich versuchte, mein Zimmer mit ihren Augen zu sehen: den Schreibtisch, der bis auf meinen Computer völlig leer war; das Bett mit der glatt gezogenen Tagesdecke; den Teppich mit den typischen Staubsaugerstreifen. Sicher war sie zu dem Schluss gekommen, dass ich ein analfixierter Ordnungsfreak war.

Vals Bild mit seinen aggressiven purpurnen und blauen Wirbeln war das Einzige in meinem Zimmer, was es von einem unpersönlichen Hotelzimmer unterschied. Als ich es aufgehängt

hatte, war meine Mutter mir die ganze Zeit nicht von der Pelle gewichen. Nicht nur, dass ich einen Nagel in ihre kostbaren Wände schlug, machte sie zutiefst unglücklich, sondern auch die Tatsache, dass ich ihre Inneneinrichtung mit einem Kunstwerk aus der Nervenklinik verunzierte.

Und noch etwas gab es in meinem Zimmer, das es von einem Hotelzimmer unterschied, etwas, das Nicki nicht gesehen hatte und dessen Bedeutung ihr wohl selbst dann nicht klar gewesen wäre, wenn sie es gesehen hätte.

Ohne es eigentlich zu wollen, öffnete ich die Tür meines Wandschranks, voller Widerwillen gegen den Drang, der mich damals veranlasst hatte, dieses Ding an mich zu nehmen, und der mich jetzt veranlasste, es mir immer wieder anzusehen, wie unter Zwang den Finger immer wieder auf den wundesten Punkt zu legen, den ich hatte.

Ich streckte den Arm hoch, fegte das Ding vom Regal und fing es auf. Nachdem ich tief durchgeatmet hatte, öffnete ich die braune Einkaufstüte.

Der Pullover aus weichem pinkfarbenen Material war immer noch drin. Ich konnte beim besten Willen nicht feststellen, ob der schwache Parfümduft tatsächlich da war oder ob ich ihn mir nur einbildete, weil ich mich daran erinnerte, wie der Pullover am Anfang gerochen hatte. Ich starrte in die Tüte, ohne den Pullover anzufassen, obwohl ich es einerseits gern getan hätte, andererseits aber die Vorstellung hatte, dass dabei etwas Giftiges an meiner Haut haften bleiben würde. Manchmal überlegte ich, wie es wohl wäre, beim Öffnen des Wandschranks zu entdecken, dass das braune Päckchen verschwunden war, sodass ich es mir nie mehr anzusehen oder darüber nachzudenken brauchte. Mir war klar, dass ich es loswerden musste. Aber das war gar nicht so einfach.

Irgendwie meinte ich, dass der Pullover sich in den anderthalb Jahren, die ich ihn schon hatte, stärker hätte verändern müssen. Der Parfümgeruch ließ zwar nach, aber das Material blieb sich gleich, statt schwarz zu werden oder sich in seine Bestandteile aufzulösen, wie ich es mir gewünscht hätte. Doch jedes Mal, wenn ich nachsah, war der Pullover so weich und knallig pink wie eh und je.

Ich machte die Tüte zu und verstaute sie wieder auf dem Regal.